

Laudatio Corinna Kirchhoff

auf die Preisträger des 3. DEKALOG-FILMPREISES

zum Dritten Gebot

Sehr geehrte Damen und Herren, sehr verehrter Herr Lederle, liebe Frau Obert!

Sie merken schon an meiner Begrüßung, dass von den Preisträgern nur Herr Lederle anwesend ist, die beiden anderen sind, wie bei Filmemachern nicht unüblich, mit laufenden Dreharbeiten beschäftigt, in ihrem Fall noch dazu im Ausland. Sie wären gern gekommen, konnten aber einen Aufenthalt in Berlin leider nicht einrichten.

Hegel benutzte gern das Bild vom „Sonntag des Lebens“ [z.B. Berliner Antrittsvorlesung 1818], Kafka hatte ein eher ambivalentes Verhältnis zum Sonntag und favorisierte den „großen Montag“, zumindest in einem literarisch-übertragenen Sinn [Tagebücher 30.10.1921]. Der Sonntag ist eine schwierige Materie: Er ist nicht einfach nur der Gegensatz zum profanen Wochentag, Werktag, wie noch viele sagen, die sich an die Zeit der elend langen Arbeitswochen erinnern. Den Sonntag allerdings, wie es heute geschieht, auf einen von zwei freien Tagen in der Woche zu reduzieren, verfehlt ebenfalls seinen Sinn.

„Du sollst den Feiertag heiligen“. Diese Aufforderung und Mahnung des Dritten Gebots erinnert daran, dass wir am Siebten Tag der Schöpfungsgeschichte innehalten, die Arbeit ruhen lassen – heute muss man ergänzen: auch die Freizeit, die ja längst keine Mußestunden mehr sind, sondern vielfach selbst auferlegte Zeitbewältigungsstrapazen – es mahnt uns, uns dem Schöpfer zuzuwenden, zu ihm und über ihn so auch zu uns selbst kommen sollen.

Diesen Aspekt der Heiligung eines Teils der Lebenszeit, beziehungsweise in diesem Fall der Heiligung einer mehr oder weniger gesamten Lebenszeit greift der Preisträger des dritten DEKALOG-Filmwettbewerbs, Thomas Riedelsheimer auf.

Thomas Riedelsheimer geht in seinem, bereits vor über zwanzig Jahren gedrehten Dokumentarfilm (Sie wissen, dass zu unserem Wettbewerb auch ältere Arbeiten zugelassen sind) auf die Spurensuche nach den Motiven, die Nonnen und Novizinnen des Zisterzienserinnenklosters Lichtenthal bei Baden Baden dazu bewegten, ihr Leben Gott und dem Gebet zu widmen: Ganz. "Auf Gedeih und Verderb", wie es eine von ihnen formuliert, frohen Blicks in die Kamera: "Sponsae Christi" - Die "Bräute Christi", ihr Leben, ihre Frömmigkeit, sie sind in ihrer radikalen Glaubenshaltung ein Geschenk an die Welt draußen, außerhalb der Klostermauern, ein Geschenk an uns und, frei von jedem Hochmut gegenüber dem, was das weltlich orientierte Leben umtreibt, eine Zumutung, gerade auch, insbesondere für jeden Christen. Und der Film, der sich dem Leben hinter den Klostermauern so einfühlsam wie irgendmöglich und doch ohne jede Form von unangemessener Empathie annähert, er ist es auf seine Weise auch. Er ist es allein schon in seiner ruhigen, aufmerksamen Betrachtung des klösterlichen Lebens. In dieser Art von, wenn man so will, filmischer Anschauung, kann das fundamentale religiöse Dasein der Ordensschwester seine ihm eigene, eigentümliche Zeit und seinen eigenen Raum entfalten.

Zu sehen bekommen wir dank dieser unvoreingenommenen und darin selbst wiederum mutigen, ja radikalen Einstellung des Filmemachers: Freiheit hinter Mauern. Selbstgewählte Freiheit. Frauen, die sich berufen wissen zur Freiheit im Verzicht auf alles Weltliche. Auf all das, was unseren Alltag, den Alltag von uns dort draußen ausmacht, was uns tagtäglich so wichtig erscheint. Berufen zum Gottesdienst und zur Nächstenliebe durch Beten und Schweigen in einer "Welt der Geschwätzigkeit", wie es die Oberin des Ordens zu Beginn des

Films konstatiert, in einer Welt, in der permanent einer am Wesen des anderen und damit auch am Wesentlichen des Lebens vorbeispricht, vorbeisieht und -handelt.

Ob man diese Glaubensstrenge für sich selbst nachvollziehen kann oder nicht, entziehen kann man sich ihr nur schwerlich. Das ist die Stärke dieses Films, der kein Vorurteil kennt und das Urteil nicht sucht, sondern uns einlädt, uns Türen öffnet, uns hinführt, mitnimmt hinein in diese Welt der Nonnen, hin zu deren Schönheit und Frömmigkeit, zu Charme und Humor, zu Freundlichkeit gegenüber Gläubigen und Nichtgläubigen. Und hinein in die Stille und die Selbstbesinnung.

"Sponsae Christi", ich zitiere aus der Begründung durch die Jury, „bezeugte seinerzeit – und tut es nun, wieder zum Vorschein gekommen im DEKALOG-Wettbewerb, erneut – wie seelenleer die laute säkulare Welt sein kann, ja seelenlos - einerseits; und wie groß dann eben doch der Seele Durst ist nach dem was ‚heilig‘ ist und heilsam: ‚Durch meine Zellentür kommst Du in das Herz der Welt‘ heißt es an einer Stelle des Films. In diesem Satz ist nahezu alles gesagt, was das Leben der Nonnen ausmacht und was daran, davon uns ‚da draußen‘ angeht.“

Ganz anders der Beitrag des zweiten Preisträgers Sebastian Lederle – anders, was das Genre, die Länge und das Thema betrifft, hier handelt es sich nämlich um ein filmisches Tagebuch. Nur neun Minuten Länge hat der Versuch, vielleicht wäre der Ausdruck Film-Essay treffend, das zu ergründen, was unserem, durchaus hochproblematischem Verständnis des Sonntags, also wiederum unseres Zeitverständnisses vorausgeht.

Eigens für den Dekalog-Wettbewerb zum Dritten Gebot gedreht, ist der Beitrag mit dem Titel "Soliloquium" heute Abend zum ersten Mal öffentlich zu sehen. Es ist nicht der erste Film bzw. Kurzfilm des Regisseurs, aber Sebastian Lederle ist nicht nur Regisseur, sondern hauptberuflich in der Philosophie zu Hause und zur Zeit Lehrbeauftragter in diesem Fach am Institut für Philosophie in Wien und Doktorand eben da und in Jena, und seine Profession macht auch seine Herangehensweise an das Thema verständlich.

"In einer experimentellen Collage", so der Autor, "werden einerseits Alltagsgrau und Einsamkeit, andererseits die Geborgenheit und Erlösungsbedürftigkeit eines Hausbewohners in Stimmungsbildern vorgeführt. Narrativ ist die Bildersequenz zwischen trostloser Farblosigkeit und still anwesendem Heil nur soweit sie dem Ablauf der Wochentage und den überwiegend durch Kontemplation und Lektüre geprägten Tätigkeiten des Bewohners folgt, die allesamt von einem auf Gott ausgerichteten Soliloquium geprägt sind. Es bleibt offen, ob dieses Selbstgespräch im Angesicht Gottes gelingt. Leere und erfüllte Zeit, Wohnen und Innerlichkeit durchkreuzen sich, ohne dass dabei einer säkularen oder religiösen Option eindeutig Vorzug gegeben würde." Zitatende.

Der Philosoph Lederle, zugleich Hauptdarsteller im Film und Komponist der Musik zum Film, legt sich in diesen ganzen neun Minuten an mit Gott, mit der Suche, der Frage nach ihm. Einerseits versucht er, sich ihm zu nähern im Soliloquium, Selbstgespräch. Andererseits aber sucht er ihn auch nicht. Oder nicht wirklich. Oder doch? Vielleicht erwartet er ihn auch einfach nicht, vielleicht auch nichts von ihm. Vielleicht konstatiert er die Gottesferne - wer ist hier fern wem? - als unausweichliches Faktum, so, wie in diesem Film der Himmel für immer fern und verschlossen bleibt allem Irdischen, Spiegelbild allenfalls, in einer Fensterscheibe, einem See. Das alles von Tag zu Tag. Von Montag zu Sonntag.

Der Sonntag, hier eingeläutet mit dem Blick auf ein hölzernes Kruzifix, das aufscheint wie in einem überirdischen Lichte und verdrängt wird vom Schwingen eines metallenen Uhrpendels, ist er wirklich ein Tag wie keiner der vorangegangenen Wochentage, die alle sich so gleich sehen im Wechsel von innen und außen, Farbe und Schwarz weiß?! Oder doch: ein besonderer Tag, Auszeit, Zeit und Tag des Herrn?

Es sind solche Fragen, die der Film, die Sebastian Lederle, der Philosoph stellt, nämlich zwischen den Möglichkeiten zu glauben, zu zweifeln oder "einfach" nur zu sein. Die Fragen werden entwickelt, „durchgespielt“, die Antwort bleibt offen - es sind diese Fragen, die die Jury bewogen hat, dem kontemplativen kurzen Ein-Personen-Stück den zweiten Preis zu verleihen: Fragen eines Einsamen (eines Eremiten vielleicht sogar?, eines Zweifelnden und Fragenden gewiss), die geeignet sind, das Gespräch über die Bedeutung des Sonntags und des Feiertagsgebotes überhaupt zu grundieren, die gesellschaftliche Debatte eben nicht dem anheimzugeben, was man gemeinhin den "Zeitgeist" nennt. So verstanden ist "Soliloquium" eine Offerte für ein ernsthaftes Kolloquium zum Dritten Gebot.

Wie eine „alltagsnahe“ Illustration zu Lederles Versuch mutet der dritte preisgekrönte Beitrag dieses Wettbewerbs an, wiederum ein Dokumentarfilm, der die Länge des ersten Films nochmal um fast eine halbe Stunde, wie man flapsig sagen könnte, toppt. Weshalb mir an dieser Stelle der technische Hinweis gestattet ist, dass wir den ersten und den dritten Wettbewerbsfilm an diesem Abend nur gekürzt wiedergeben können.

Der Regisseur von „Pausenlos“, der Schweizer Dokumentarist Dieter Gränicher hat mit einem ethnologischen Blick für das Leben und Treiben seiner Landsleute den Stressfaktoren nachgespürt, die auch dort Menschen unterschiedlichster Couleur allenthalben heimsuchen. Dabei entstanden Porträts von Personen, die aufgrund unterschiedlichster Erfahrungen mit sich und ihrer Gesellschaft in ihrem Leben ein verändertes Zielbewusstsein entwickelt haben:

Geschäftsleute, die ein Hochwasser an den Rand ihrer Existenz gespült hat; eine Informatikerin, die im Diktat der Bits und Bytes und der Programme nicht mehr ein noch aus wusste und wohin mit sich; aber auch ein Steinmetz, der eine ganz andere Perspektive auf das Thema Zeit eröffnet, weil er ja Zeit in Stein haut - oder aus ihm heraus? Und der von sich sagt: "Man kommt in eine Zeitlosigkeit beim Hauen, so sehr, dass man sich selbst vergisst".

Und dann ist da noch der Skifahrer und Skitrainer, der den Rausch der Geschwindigkeit kennt, das Tempo des Slalomfahrers, der gar nicht mehr weiß, erfassen, ermessen kann, wie ihm geschieht zwischen Start und Ziel.

Gränichers Filmaufnahmen und seine Gespräche mit den Protagonisten setzen sich nicht direkt mit dem Dritten Gebot auseinander. Von einer klösterlich stillen Sequenz abgesehen, bleibt der Autor ganz säkular, ganz weltlich, bei seinem Erkundungsgang, in seinen Fragen, was uns, die meisten von uns, ständig so umtreibt in unseren Alltagsgeschäften, in den Fragen nach dem „Wohin“ und „Wozu“.

Zusammengehalten und interpretiert werden die Porträts dieser unserer Zeitgenossen von einem "Zeitforscher", kein Allwissender zwar, aber doch einer, dem wir, die Zuschauer, im Laufe des 85minütigen Films einige schöne Einsichten und Gedanken verdanken. Allen voran das „Hohe Lied auf die Pause“. Die Pause, so unser Experte in "Pausenlos", ist der Ort, an dem wir "weder produzieren noch konsumieren". Das Nichtstun sei eine schwere Aufgabe, es wolle erlernt und ausgehalten sein. Es müsse, da so selten nur noch vorkommend, gewissermaßen unter Artenschutz gestellt werden. Schwierig sei ein solches Pausenverständnis in einer Welt, die selbst die Pause noch der Verwertung unterziehen will: "Mach mal Pause! - Trink Coca-Cola!"

"Pausenlos" entwickelt im Voranschreiten seiner Kritik an der gnadenlosen Geschwindigkeit, mit der wir durch unser Leben rasen, peu à peu sein eigenes Tempo, seinen eigenen Rhythmus, eine ganz eigene Form der Entschleunigung.

Und wenn Dieter Gränicher seine Blicke und seine Suche nach der verlorenen Zeit auch nicht aufs Religiöse hin ausrichtet, so berührt er doch - darin den beiden anderen Filmen zum Dritten Gebot da und dort nahe kommend - die ganz großen Fragen und Themen, die mit der Frage nach der Zeit und dem Zeithaben verbunden sind. So gelten denn auch einige seiner schönsten Reflexionen dem Thema Liebe. Liebe, sagt da der Zeitforscher, so etwas wie das alter ego des Autors?, Liebe ist "Zeitvergessenheit, nicht Zeitversessenheit ... In Momenten der Liebe, wirft man die Uhr weg."

Und "Pausen", Pausen werden in ihrem Wesen hier beschrieben als "die Dehnungsfugen zwischen dem Alten und dem Neuen." Auch so, befand die Jury, lässt sich vortrefflich auf den Sonntag beziehen, lässt über die Schöpfung nachdenken, auf die Feiertage schauen und sie heilig halten.

Die Herrschaft der Zeit, so zitiert Sebastian Lederle in seinem eigens für den Wettbewerb geschriebenen Kommentar zum Film seinen Philosophen-Kollegen Michael Theunissen, "durchbricht immer die Heilsperspektive." Zeit versus Ewigkeit also. Oder etwa doch nicht?

Jedenfalls gilt nicht, was der alte Lebemann Don Gaetano Cefalù (wenn ich mich recht erinnere) in dem wunderbaren Film „Scheidung auf Italienisch“ behauptete: „Der Samstag ist das Beste am Sonntag“. Der heute vielfach praktizierte Umkehrschluss kann aber erst recht nicht gelten: dass der Sonntag das Beste am Samstag sei.

Ich darf Ihnen, lieber Herr Lederle und den Preisträger, die heute Abend nicht zugegen sein können, auch namens der Jury meinen Glückwunsch aussprechen.